Kraft der Verjüngung glaubt. Die Frage nach der Notwendigkeit einer solchen Kraft können heute viele tun nachdem Nietzsche sie bis in ihre letzten Winkel beleuchtet und erforscht hat. Aber keine Denkarbeit, kein logischer Satz vermag sie zu schaffen. Sie ist allein das Geheimnis dessen, der den Glauben hat, Leben verwandeln und erneuern zu können. Das Wie und Wo dieser Erscheinung aber wird immer am Gegensatz der menschlichen Träger des Neuen und Alten sichtbar werden, und ob sich an einem oder an vielen Orten, ob sich einmal oder vielmal die Bewohner der Felsenfeste und der Hafenstadt einander entgegenstehen, immer wird es ein Ringen der wenigen gegen die Masse und ein Triumph des jungen Lebens sein. —

So trat der Seher in die Zeit. Während Goethe an der großen Wende seines Lebens zwischen den Fürstenbundverhandlungen und der italienischen Reise auf alles unmittelbare Handeln in die Zeit verzichtete fand George ohne das Reich der Dichtung zu verlassen, den Weg zum Handeln in den Kämpfen der Zeit gerade durch die große Wende seines Lebens, die keine Umkehr sondern die Vollendung seines dichterischen Wesens war. Es war freilich keine Hingebung an Welt und Volk dieser Gegenwart sondern eine herrische Wendung gegen sie mit dem Ruf der fordernden ja verachtenden Liebe. Denn „es gibt eine sklavische Liebe" sagt Nietzsche, welche sich unterwirft und weggibt: welche idealisiert und täuscht — es gibt eine göttliche Liebe, welche verachtet und liebt und das Geliebte umschafft, hinaufträgt".

5. KAPITEL: DER SIEBENTE RING · ZWEITES BIS SECHSTES BUCH

GEORGE hat die Bücher des SIEBENTEN RINGES in Kreisen um das Buch MAXIMIN geordnet, so schon durch die Ordnung andeutend, daß sie alle von der einen Mitte ausgestrahlt sind, daß der innerste Kern sie bedingt und bestimmt. Ob man die umschließenden Ringe sich durch die Abwandlung ähnlicher Gehalte oder durch Anspannung und Abspannung der gestaltigen Dichte entsprechen läßt oder in diesen lebendurchfluteten Wölbungen noch verborgene Verhältnisse findet, immer schwellen ihre Bewegungen zur Mitte hin oder wallen von ihr ab, sind von der Sehnsucht gedrängt, die nach der höchsten Erfüllung dürstet oder von der Erfüllung getränkt, die schon ihre funkelnden Lichter über Stern und Tiefe sprüht. Es ist die gleiche Seele noch die jubelnd und leidend zwischen Gestirn und Abgrund schwingt, aber das sichtbar gewordene Geheimnis hat ihre Ausmaße verwandelt und verborgen schlummernde Kräfte mit ins Wachstum geris-

sen: die Höhen und Tiefen sind gewaltiger geworden, aber der Flügelschlag wuchtiger zugleich und leichter, die Weiten zu durchmessen. Alle Gebiete, welche in den früheren Werken erobert werden, überfliegt der gelöste Flügel noch einmal als sei es nötig nochmals alles aufzurufen was nicht berührt war, was fraglich und umdunkelt was lebendig und tauglich war: nichts durfte nach der geheimen Vereinung des einen im andern draußen, nichts undurchdrungen bleiben. Der selber Welt gewordene Geist des Dichters hebt aus allen Seelengründen vollere Schätze empor: eine heißere Leidenschaft umwirbt das Geliebte, eine größere Glut umtaut das Widerstrebende, ein kühnerer Griff umfaßt das Gewonnene. Vom SIEBENTEN RING aus gesehen überwiegen in den vorhergehenden besonders den mittleren Werken die gedämpften Töne, die leisen Klänge, die zarten Farben, die milden Düfte und Geräusche und vor allem die ruhigen Gebärden und gemessenen Bewegungen und bis zu dem Bau der Versmaße, den seltenen Einschnitten, den gleichmäßigen Tonstärken und den klingenden Reimen herrscht eine schwebende Gesamtbindung vor, in der auch die schwersten Erschütterungen nur in gehaltenen Formen schwingen. Die aufgespeicherte Dichte der Verse ließ in der Verhaltenheit die unheimlichen Spannkräfte dieser Seele ahnen, aber erst im SIEBENTEN RING brechen sie wie aus eisernen Fesseln gelöst in ihrer ganzen Mächtigkeit vor und überraschen nun durch die Freiheit und Beweglichkeit, mit der sie das Wuchtige spielend, das Zarte mit leichterer Anmut bewältigen. Nirgends überherrscht auch jetzt die Gestaltung ein undurchformter Stoff und alles was erscheint ist sinnerfüllte und sinnerfüllende Schönheit sprachlicher Gebilde. Aber die Liebe spricht brennender, der Zorn versehrender, der Ton wird hallender und die Gebärde wächst bis zu Kampfstoß und Taumeltanz, das Versmaß scheut nicht mehr den steilen Einhalt, den Stoßtakt herber ja harter Schrittmaße, Frage und Ausruf vom kurzen Wort bis zur Steigerung im strofenüberwölbenden Satzgefüge. Diesen Erweiterungen und Erhöhungen der Tonstärke entsprechen wie schon angedeutet in nicht minder reicher Fülle ihre zarteren Abschattungen und Verfeinerungen, aber auch diese sind aus der Ebenmäßigkeit des Aufbaues wie aus der verhaltenen Umschlossenheit gelöst, reden unmittelbarer mit Ding und Bild zum Herzen und so entstehen neue freiere Strofen von hymnischer Erhabenheit wie liedhaft hingehauchter Schlichtheit.

In den „Gestalten" wird vor allem die Steigerung der Raum- und Bewegungsmaße deutlich, weil die Darstellungsart, das Herausformen körperhafter Erscheinungen von einzelnen, von Paaren und Gruppen uns die Weite der Kampfplätze, die Größe der Gebärden und das Gewicht der inneren Massen sichtbar vor Augen stellt. Es sind mit einer Ausnahme männliche Gestalten von oft michelangelesken Ausmaßen oder von übermächti-

gen Trieben geschüttelte Gruppen, die uns hier entgegentreten, und deren Tun und Dulden rein männliche Spannungen betrifft, welche alle nicht in der sehnenden sondern heldischen Sphäre des Eros, auf dem Gebiete des Wettstreites liegen, und nur vom Mann her, der sich an seinesgleichen mißt, begriffen werden. Von den einfachen Gestalten der noch knabenhaften Heldenknospen, aus deren Schönheit und Gewandtheit, Frömmigkeit oder einsamer Abenteurerlust die künftige Größe scheint, bis zu dem Herrscher weiter Geschicke, von den hohen Kämpferpaaren, die miteinander im engsten Kreis um Selbstbehauptung und Ehre ringen bis zu den Bünden der geistigen und heldischen Streiter, die eine ewige Pflicht oder ein auserwählter Führer ans Werk der Gemeinschaft fesselt, treten hier die Menschen höchsten Adels in den dichterischen Raum, wie der Gott sie fordert: aus Kraft und Schönheit geformt, von der Gewalt unwandelbaren Schicksals getragen, die Geringeren dem Größeren pflichtig, die Ebenbürtigen auch über alle äußeren Stufen hin das Gleichgewicht anerkennend und Führer wie Folger in der Gegenseitigkeit des Nehmens und Gebens die unerschöpfliche Kraft der Einung fühlend. Zwischen diese Gestalten des schönen Lebens mischen sich die der Kehrseite des Daseins, die Verdreher und Verführer, die das Gesunde im Häßlichen, das Heil im Zerfallenden, ja im Widerwärtigen suchen und in der verlockenden Scheingestaltung die Säfte verbrauchen, um s i c h zu erhöhen und s i c h zu genießen solange das Trugbild dauert. Sie sind als Gegenbild der eigenen menschlichen Einheit des Dichters in der leiblichen Erscheinung des wissenden Verführers und großen Betrügers zusammengeballt, der um die Verlockung der Schwächen durch die scheinhafte Fülle, um die leichte Verkehrung von Verfall und Wachstum weiß und lauernd hohnlachend mit Riesenschritten durch die Völker geht. Das frevelhafte Spiel der Ausbeutung der Erdschätze, das Wirtschaften auf Verschuldung ganzer künftiger Geschlechter, der Glaube an die Unerschöpflichkeit der Stoffe, der Schein der Wohlfahrt und glückhaften Zeit, das Unmaß des Stolzes auf gottloses Wissen — alles ballt sich im „Widerchrist" zu apokalyptischer Einfachheit und Größe.

Der Dichter hat einige Gestalten seiner Welt und Gegenwelt mit den volkstümlichen und geschichtlichen Benennungen des christlichen Alters überschrieben, aber ihr Gehalt und Gegensatz ist nicht mehr von dort her bestimmt. Die christlichen Wertungen des Gut und Böse waren erloschen, seit der lebendige Glaube an den überirdischen Ort des Gutes und den unterirdischen Ort des Bösen aus den Seelen verschwunden war. Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse" hatte nur in die Helle der Erkenntnis gerückt, was in der Schwäche der Gläubigen schon offenbar war. Nach der Erschöpfung des ungeheueren Gegensatzes von christlich-jenseitiger und antik-diesseiti-

ger Weltsicht in jahrhundertelangen geistigen Kämpfen und gewaltigen Erschütterungen der Völker hatte die siegreiche weltliche Gesellschaft ihre innere Spannung verloren, neben dem erlahmenden christlichen Gottesglauben lagen die Trümmer eines vergangenen Götterglaubens, den keine Glut hatte wiederbeleben können. Der Zweifel an einem göttlichen Sinn des Lebens war in alle Herzen gekrochen. Es gab für die Menschen kein Hier und Dort der Wertungen mehr, Trug und Wahrheit waren vertauschbar, Gut und Böse Spiegelungen der Einsicht, Gleich und Ungleich, Frei und Unfrei schicksallose Verhältnisse der Willkür geworden. Die Bemühungen der Denker, einen obersten Wert zu retten, Grade der sittlichen Tugenden oder Werttabellen der seelischen Eigenschaften herzustellen, zeigten entweder den verzweifelten Willen an, dem Sinnlosen zu entrinnen oder die geschwächte Kraft, die tiefe Not des Geistes auch nur zu fassen. Der Dichter aber stellte keine Tafeln auf, er schwieg vor der unerbittlichen Notwendigkeit bild- und namenloser Göttlichkeit und wirkte in Werk und Leben was die inneren Gesichte schenkten, nur der einen dunklen Stimme des Ewigen folgend, die sprach: Ich will! Ihr sollt! Als dann die Wende kam und ihm am gefährlichsten Punkte seiner Bahn die Verleiblichung all seines Sinnens und Bildens entgegentrat, stellten vor diesem unverrückbaren Maß die bejahten Bilder seiner Weltschau sich heller ins Licht und sanken die verneinten tiefer in den Schatten. Aber sie sagen nichts aus von Gut und Böse, Sünde und Sitte; sie wirken ihr neues Hier und Dort mit der Unschuld von Erd- und Himmelsmächten durch die Gewalt ihrer Erscheinung und tragen ihren Sinn und ihre verwandelnde Kraft in der zwingenden Größe ihrer Bewegungen und der hinreißenden Kraft ihres Atems.

So steht am Beginn der Lichtstreiter siegend gegen den Dämon des Dunkels als Sinnbild des immergleichen Kampfes des leichten strahlbewaffneten Geistes gegen die dumpfe scheinbar unüberwindliche Macht des Ungefügen, so brechen am Schluß die Erdhelden, die lang verborgen Genährten an der Wende der Zeit durch die erstarrten Gefilde und werfen mit den Schwertern die Brache um. An jugendlichem Spiel und Traum lehrt uns George die künftigen „Führer" erkennen, an vier großen Paaren die Schicksalfragen auf den Höhen staatlicher und geistiger Herrschaft. Sie sind beladen mit der Wucht seiner eigenen Lebenskämpfe und rufen die Namen der dichterischen Frühzeit noch einmal auf. Der Träger des Erbes und uralten Geblütes, eine heute schon verschollene und kaum mehr begriffene Grundart des königlichen Menschen, an der einst die Völker mit tausend Opfern schufen, steht neben dem „Minner", der alles Sinnen und Sehnen in Feier und Fest verströmt und die ganze Glut seiner Liebe opfert, um das Göttlich-Heitre Selig-Verschwendende in der Mühsal unseres Erdentages zu erhal-

ten. In „Manuel und Menes" ordnet sich der schon gereifte Führer auf der Höhe der Bahn dem jüngeren unter, in dem er an der größeren Kraft zugeborener Gaben den Höheren erkannt hat. Er gewinnt durch diese fruchtbare Selbstüberwindung den Stärkeren, der ihn wenn nicht als Gleichgeordneten so doch Gleichgearteten begrüßen muß und schafft so den einzigen Boden für die gemeinsame Tat. Dieses Gleichgewichtsverhältnis von Herrschaft und Dienst ist in „Algabal und der Lyder" in der äußersten denkbaren Spannung dargestellt: Der gänzlich Machtlose, gänzlich Ungleiche rückt durch sein Selbstopfer in die ersehnte Nähe des Mächtigsten unnahbar Fernsten, er zieht damit den Kaiser in seinen dämonischen Kreis und zwingt ihn, das verächtlichste Leben des Knechtes in sein Leben aufzunehmen, es feierlich zu ehren und neben seinem strahlenden Namen sichtbar zu machen. Wie hier in der Spannung der Fernsten vollzieht sich im „König und Harfner" ein männliches Schicksal in der engsten Gemeinschaft: Dem allzu leichten Spiel des Sängers, der Werk und Tat mit seinem Wort begleitet, hält der König das grausamharte Antlitz des wirklichen Geschehens entgegen, Mühsal, Blut und Sorge seines Herrschertums: der Groll des Tätigen blitzt auf gegen den Beschaulichen, der Haß dessen der in Leibern und Geschicken denkt gegen die spielerische Lust ihres Widerhalls im leichteren Stoff.

In den weiteren Gestalten wird das Tierhaft-Göttliche und Dämonische durchformt und vergeistigt. Nicht nur in Höhen und Hallen auch mit Scholle und Tier und unter der glühenden Sonne der Arbeit und Ernten lebt der Mensch Georges sein blühendes Dasein, und mögen nötige Stufen die droben und drunten trennen, eines, der Rausch des Blutes, so weiß der Dichter, ist gleicher Art und einmal, wenn das segnende Gestirn für alle das Zepter dreht, müssen die Höhen und Tiefen sich einen und der gemeinsame Taumel die Leiber mischen. Ja dort auch wo das Licht schweigt, die Stoffe zerfallen und das Widrige in Dunst und Moder aufquillt, auf der schauervollen Grenze wo die Säfte zwischen Fäulnis und Wachstum, die Gebilde zwischen Tod und Schemen stehen, treibt menschliche Art ihr Wesen und behauptet ihr Recht von Pfuhl und Schwefel her. Die „Hexen" wie der „Widerchrist" nehmen ihre Macht aus der Schwäche der Welt, die sie gebiert, der Dichter ballt sie ohne Urteil als menschliche Wesenheiten und stellt zwischen beides die „Templer" und „Hüter des Vorhofs" als die ewigen Sinnbilder der wehrhaften Wächter und Streiter, der geistigen Sucher und Wahrer des Lichts. Wo jene vertrocknen und verstocken stoßen diese alles Träge und Halbe, Matte und Überzüchtete auf: sie kennen keinen Dienst als die Erweckung und Hütung des heiligen Feuers und finden ihren Lohn nur im Tun, dem keiner dankt. Ob ihre Bilder von mittelalterlicher Schwertge-

meinschaft oder antiker Tempelgemeinschaft genommen sind, wir fühlen deutlich, daß unser eignes Blut in ihnen kreist, daß der Dichter aus der Keimkraft seines Volkes noch Sehnbilder in die Zeit gebären konnte, die nach leiblicher Verwirklichung drängen. Sie werden verheißen in der Gestalt des jugendlichen Helden, der die Unterworfenen zu seinen Füßen zwingt, sie werden bestätigt im gegenseitigen Schwur der Gefährdeten und Verfemten mit dem siegverkündenden Führer.

Träume die schon verloren, Kräfte die schon verzehrt schienen hob die Gewalt des Einen wieder ins lebenwirkende Wort. Mit welchem Anspruch neuer Erdenseligkeit hatten die Dichter, Denker und bildenden Künstler der Jahrhunderte der Wiedergeburt den Zauber der sinnlichen Welt den verblassenden Jenseit-Himmeln entgegengestellt! Das Licht war ihnen das Lachen des Himmels und aus lachenden Sternen fühlten sie mit Marsilio Ficino wie aus Augen göttlicher Wesen die zeugenden Strahlen freundlich und fröhlich in die Samen aller Dinge fahren: die Liebe war aus überirdischen Sphären wieder in die goldenen Wunder der neuentdeckten Leiber, Gewächse und Steine eingekehrt und hatte den blauen Ozean des Himmels und die immergrüne Herrlichkeit der Erde für neue Freuden geweiht. Aber mit dem absinkenden christlichen Weltbild verwandelten sich die strahlenden Gesichte der Erneuerung: an die Stelle Gottes trat die Natur, dann das Gesetz dann der Stoff und dann die Formel, die Welt die in der Renaissance ein zauberisch-dämonisches schönes Geschehen war wurde erst eine harmonisch-mathematische Ordnung, dann ein Zufallserzeugnis von Kraft und Stoff aus Stoß und Druck dann eine zwangsläufige Entwicklung und dann eine Bezüglichkeit berechenbarer Vorgänge. Wir haben hier nicht zu zeigen, warum unser Geist bis in die letzte Hölle der Entseelung und Entgöttlichung des Stoffes sinken mußte, genug daß es geschah und daß der Glaube unserer Jahrhunderte an irdische Schönheit und Größe in nichts zu zerstieben drohte, als der Seher-Dichter kam und mit der unbeirrbaren Gläubigkeit seiner Schau die Wahrträume der Künstler und Denker vom Wunder der sinnlichen Welt ins neue Leben hinüberrettete. Das undurchbrechbare Dunkel, das in den „Traurigen Tänzen" und den „Liedern von Traum und Tod" noch um den schmal belichteten Kreis seiner Welt lag ist in den „Gezeiten" des SIEBENTEN RINGES aufgehellt und e i n Göttlich-Alldurchdringendes, e i n lebendiger Sinn der Dinge beginnt noch umschattet und zögernd aber unaufhaltsam alle Räume zu durchstrahlen. Wie in jeder der „Gestalten" eine menschliche Art zur höchsten Selbstvollendung in ihrem Kraftraum strebt, so ringt in jedem Gedicht der „Gezeiten" die Liebe um ihre höchste Selbstvollendung im Geliebten und zieht Leiber und Sterne und Blumen mit in ihre glühenden Geschicke. Alles Werben und Gewähren

vom Hauch des Mundes bis zum Taumel der Wollust, alles Verkennen und Versagen, vom stummen Abschied bis zur verzweifelten Härte erhält hier sein heiliges Recht, spiegelt seine schöne Unerbittlichkeit in den Elementen des Himmels und der Erde und nie ist selbst im Wunderwald der deutschen Dichtung die Beseelung der Natur, die Verschmelzung von Mensch und Landschaft so tief gelungen wie in den Landschaftsbildern der „Gezeiten". Die leidenschaftliche Liebe will für ihre brennenden Dränge immer höhere Erfüllung, für ihre unstillbaren Dürste immer volleren Trank aus dem Becher des Jahres. Wie im Gedicht „Der Spiegel" das Unerfüllbare der Träume und Wünsche selbst ins Bild verfangen ist, so durchzieht die ganzen „Gezeiten" der Wechselpuls zwischen seliger Gabe und erneuter Sehnsucht, zwischen tiefer Einung und bestürztem Weichen vor dem Zu-Wenig, zwischen jubelndem Dank und schweigendem Schmerz um die Täuschung des Glückes. Aber all das ist ganz bejaht, ist Sinn des schönen Alls, ist Geburt und Erscheinung dessen der im „Lobgesang" verherrlicht ist: der Herr und der Sänftiger, Eros und Dionysos in einem Bilde und doch keine Wiederberufung dieser antiken Gottdämonen sondern die Erscheinung der leidenschaftlichen Blutgewalt u n s e r e r Menschheit in ihren ewigen Formen und Eigenschaften: ihrer Schönheit und Härte, ihrer Zartheit und Grausamkeit, ihrer allmischenden Stofflichkeit und süßen Sühnung.

Es bezeichnet den weitesten Abstand des SIEBENTEN RINGES von den früheren Werken, daß in den „Gestalten" und „Gezeiten" zum ersten Male die N a m e n göttlicher Mächte erscheinen: „die große Nährerin" „der Herr der Fackeln" „der Herr" und „der Sänftiger". Es ist das Zeichen des Geschehens, für das die Schlußzeile der „Templer" die Deutung gibt: Die Vergottung des Leibes und die Verleibung des Gottes. Seit Meister Ekkehart aus der Erweckung platonischer Sichten vom Vergotten des Menschen gesprochen hatte war Wort und Vorstellung langsam verschollen. Nun taucht es nach langen Jahrhunderten mit unheimlicher Leuchtkraft wieder auf und führt jahrtausendelang Getrenntes: den Leib in den göttlichen, den Gott in den leiblichen Bannkreis zurück. Die Einheit des Göttlichen und Menschlichen die die Wunderaugen des deutschen Mystikers erschaut und im innersten ganz entsinnlichten Seelenraum wieder erzwungen hatten, riß siebenhundert Jahre später der deutsche Dichter in die leibliche Gestalt, als der Glaube an Gott und Seele erloschen war. Ein der antiken Gottleiblichkeit tief Verwandtes und doch tief Unterschiedenes trieb hier aus deutschem Geiste empor: während jene ein Seiendes, eine ewige Gegebenheit war, enthüllt der Templerspruch ein Immer-Neuentstehendes, einen Wechselvorgang zweier Pole, die auf ihren höchsten Spannungspunkten die Einheit auslösen. Dieses eigentümlich deutsche Moment der poligen Kräftewirkung

zwischen Göttlichem und Menschlichem hatte Ekkehart von der empfänglichsten Wesenheit des Geistes her gesehen: als notwendigen Einstrom Gottes in die von allem entblößte Seele. Bei George erscheint es als zeugende Wesenheit des Geistes: als männlich-heldisches Bestürmen und Werben der großen Nährerin, daß sie die getrennten Kräfte wieder binde und füge. Als unfaßbare Schauer durchwallten sie bis dahin Leben und Werke des Dichters, hier und da eine überkommene, seltner noch eine bildlos-allumspannende Bezeichnung sprach vom Göttlichen, das Leib und Ding durchwehte und als schön erscheinen ließ. Nun erst fand er für die unbehausten und unbenannten Mächte erste Benennungen, erste zarte Umschreibungen ihrer besonderen Wirklichkeit: das Ewige war wieder sagbar, faßbar in Wort und Namen.

Erst mit der Vereinigung mit Maximin fällt Licht auf die dunklen Ursprünge, verdichten sich die unerkennbaren Mächte zu hellen Erscheinungen und erwachen für die ewigen Götter langsam die Namen eigner Sprache und eigner Welt. Alles Wissen um göttliches Wesen mußte für George unsagbar bleiben, bis ein lebendiger Menschenleib sein göttliches Gesicht umfing. Der Mensch, der sich und die Welt entgöttert hatte, mußte sich als Geschöpf und Schöpfer Gottes wiedernehmen und mit seiner vollkommenen Schönheit bestätigen, daß das Göttliche schön und das Schöne göttlich sei. Mit dem Ereignis Maximin kehrte der Mensch, der vom verlorenen Jenseits in ein entgöttertes Diesseits gefallen war, wieder in sein Göttliches heim und trat in die Mitte der sichtbaren Welt: von ihr ganz erfüllt und sich in ihr ganz erfüllend. Nun erst schlossen sich für George die Klüfte zwischen Himmel und Erde, ewigem Sein und zeitlichem Wandel. Dieser Bildner konnte nur Genügen finden, wenn ihm die schönste Gestalt, dieser Minner nur eine Stillung seiner Sehnsucht, wenn ihm die höchste Liebe, dieser Seher nur eine Sättigung seiner Schau erfahren, wenn all sein leidenschaftliches Drängen einmal im Glück der innigsten Nähe, einmal im Rausch der entrücktesten Ferne erschauern durfte. Dies wurde ihm so gewährt wie wir erzählt haben, daß er das eine nur um das Opfer des andern erlangte: daß er den schönsten Freund seiner Erdentage, das Glück der liebenden Nähe verlor um in der Sehnsucht nach dem Entrückten, im Rausch der Fernen-Liebe die ganze strahlende Vergegenwärtigung seiner Gottschau zu gewinnen. Das mittelste Buch des SIEBENTEN RINGS umfaßt die Gestaltung dieses Geschehens, ist als Gestaltung dieses Geschehen selbst.

„Es gibt im Menschen auch ein Dienen wollendes", sagt Goethe. Der vollen Menschlichkeit Georges konnte auch dies nicht fremd sein und von den LEGENDEN bis zum TEPPICH DES LEBENS sehen wir, wie dieses

stolze Haupt sich immer wieder vor Geliebtem neigt, wie dieser herbe Mund immer wieder hinaufbebt nach einem höheren Wesen und sich nicht genug tun kann in ausströmender Hingabe. Aber freilich auch das sagen die Gedichte wie seinem Sehnen nie genug getan wurde: Der Knabe floh die Meister der sanften Lehre, der Pilger will vor der „Herrin" noch die Leier zerschlagen, der Kaiser sendet auch die reine Priesterin heim, jede verzehrende Liebe zu Frau und Freund endet vor der Flamme einer höheren Liebe in Enttäuschung und Verzicht und selbst der „Engel" konnte den letzten Schatten der Einsamkeit nicht von dieser Seele wehren. Weihe und Segen des schöpferischen Geistes waren seit Beginn der Bahn auf ihn herabgetaut und hatten ihm die Kraft zu immer neuen größeren Entfaltungen seiner Seele gegeben und überall auf diesem Kultgang des schönen Lebens hatte er selbst das Verborgen-Göttliche in den Gestalten und Erscheinungen der Welt mit den Bildern der Ehrfurcht und Lobpreisung umstellt. So war er ein solcher geworden, der sich nur an den Größten maß und auf steilster Höhe stand: wie sollte wer diesen Stand erreicht hatte, den Herrn finden, dem er ohne Verletzung der Würde ohne Selbstverleugnung dienen durfte?

Die drei ersten Gedichte des Mitte-Ringes geben die Antwort: während das zweite noch einmal alle Qual des vergeblichen Harrens bis zum falldrohenden Trotz aufruft, verkünden die beiden andern die Ankunft seines Gottes in letzter Stunde vor dem Sturz in die Nacht. Schlicht und rein ohne Erhebung der Stimme tauchen die Worte aus dem verjüngenden Quell empor und preisen den verwandelnden Strahl, der von dem einen durch alle Dinge dringt und Luft und Erde zu neuem Blühen weckt. Alle Zweifel lichtloser Tage, alles vergebliche Suchen in dunklen Bereichen alles Verkennen der immer gegenwärtigen Liebe brennen die „Erwiderungen" der göttlichen Stimme aus und weisen hin auf die Zeichen und Boten der Jahre, die sich nun erfüllen im höchsten Wunder der Vereinigung seines irdischen und himmlischen Traumes. Dann erst wird die Trauer laut um den Hingang des Geliebten, in dem er seinen Gott erkannte und sah, aber auch sie schon gebändigt durch das höhere Gebot der Verkündung des Wunders, der Botschaft dessen was nur im Abschied sich ganz enthüllen konnte. So geschieht es in den Gedichten „Auf das Leben und den Tod Maximins". Der Seher tritt in ihnen aus dem inneren Raum der Begegnung zu denen die seinen Weg begleiten, die wie er von dem furchtbaren Hauch einer entseelten Welt getroffen, wie er in Scham vor früherer Menschenglut und Größe errötet waren, und ruft ihnen jubelnd die erlösende Kunde zu:

Preist eure stadt die einen gott geboren!
Preist eure zeit in der ein gott gelebt!

Der Alpdruck eines ins Ungeheure anwachsenden Verderbens der Erde und des Menschen wich vor der stärkeren Gewißheit, daß mitten im toten Häuserwall der großen Stadt noch heiliger Ort entstünde, wohin den Besten ehrfürchtigen Schrittes zu wallen lohnte. Noch mischt sich in diesen Gedichten die Erinnerung an die leibliche Gestalt, die unsere Erde geliebt hat, mit dem glorreichen Bilde des Göttlichen, das in ihm verleiblicht war, aber über die trauernde Sehnsucht ruft der Dichter zum höheren Amt: den Unverwelklichen auferstehen zu lassen und seinen strahlenden Namen in das „Fernenland" zu tragen, das er zuerst mit ihm gesehen hat. Auch dieses Fernenland wird unserer Welt und Erde sein und das neue Gestirn, das nun das Wort des Sehers heraufführt, enthüllen die „Gebete" als den dem Licht und der Welle dem Leib und dem Blute eingeborenen Gott, der ist und immer neu erscheint, der hier wandelt und ewig zu sich selbst zurückkehrt. Daß er in Maximin zuerst sichtbar und von George zuerst gesehen wurde, ist das beglückende Geheimnis, das kein Deuten enträtselt und wenn die drei letzten Gedichte die Einung beider in ihrer ganzen Innigkeit und Tiefe nennen, die Verwandlung des Schöpfers in das Geschöpf seines Sohnes, die Gewißheit seiner Wiederkehr und seiner Gegenwart im schön bereiteten Erdengarten, die Entrückung des Sehers in das ewige Licht, so spüren wir auch in diesem weitesten Auf- und Niederwallen der gemeinsamen Kräfte den heilig festen Sinn des neuen Lebens: Nachdem er sich ganz an sein göttliches Du hingegeben hatte konnte er in der „Einverleibung" unbesorgt den Flug ins All des Ewigen wagen, das er in jenem umschlossen wußte, ohne den Sturz des Ikarus fürchten zu müssen. Es war kein Allrausch und keine Erlösung, keine Selbstvernichtung noch Entblößung mehr sondern blieb ein Schreiten auf festem Grund. Noch in der höchsten Entrückung des Geistes schwebt der Dichter auf flugsicheren Schwingen, kreist er ohne Schwanken im gestaltigen Raum. Georges Hingabe an das Himmlische ist nicht ein Aufgeben sondern ein reicheres Finden des irdischen Selbst und noch das fernste Licht spiegelt sich im Wort.

Die Dichtung ist die geheime Urzelle unseres weltlichen Lebens und was diesem seit Jahrhunderten zugewachsen ist, haben die Dichter geschaffen oder bewahrt und durch Sturz und Trümmer im lebendigen Schatz unserer Sprache für die zukünftigen Geschlechter aufgehäuft. Sie ist der unantastbare Ruheort nach allen Geister- und Götterkämpfen, und im „Traumdunkel" hat George nach den Spannungen, welche die vier ersten Ringe enthalten, diesen Frieden der ungestörten Klänge noch einmal versinnbildlicht. Er kehrt hier in die innere Zurückgezogenheit ein, wo der Dichter allein im freien Schweben weilt, wo er Erinnerungen Märchen und und Träume ballt und in selig-unseligem Spiel mit dem Menschlich-Immer-

gleichen schaltet. Bestimmbarer Ort und Zeit, bestimmbare Person und Geschichte schweigen im Traumwald und die täterischen Dränge und Widerstreite lösen sich im reinen Reich der Töne und Lichter in Schwermut und wunschlose Wehmut auf. Eine urtümliche Wesensseite des dichterischen Geistes, das Versonnensein, das Umsponnensein vom Märchendunkel entfaltet sich blumenhaft und spielt mit den harten Dingen und den bitteren Zwängen wie mit goldenen Bällen. Gedenken und Sehnsucht ballt die allverwandelnde Freiheit seines Zauberstabes zu Wesen und Ereignissen, in deren dunklen Spiegeln die Seele dämonisch ihre „Ursprünge" aus der römischen und katholischen Welt, ja noch aus dem ungeformten schlechthin ahnlosen frühesten Jugendtraum mit den Jubellauten der kindlichen Dichterzunge heraufführt . . die Wunderlandschaften der trunknen Minne, die Rosengärten der Überhohes fordernden wie der allzu lässigen Liebe, wie wir sie schon aus dem JAHR DER SEELE kennen, ziehen noch einmal in tieferer Tönung vorüber. Aus dem Ringen der Luft- und Erdgeister, den Feiern zukünftiger Söhne, der schrankenlosen Hingabe an den Ewigen, aus den Gebeten der Verzweiflung und der Ergebung in fremden Tempeln jauchzt und klagt die einsame Stimme, um nichts bekümmert, als ihr heimlichstes Glück und ihre verschwiegenste Trauer hinauszusingen und kehrt dann mit einem vollen Harfenton aus dem dämmrigen Zufluchtsort wieder in die Helle unseres Tages, führt die weiten Entzückungen und Träume wieder in unsre eigne Brust, die Fernen wieder ins eigne Land und Volk zurück und schließt mit dem Lobgesang auf Stern und Blume als dem ewigen Sinn des Dichtertums.

Der Gott, den George verkündet, ist Mensch, ist menschliche Erscheinung des schönen Alls. Ist aber der Mensch göttlich so sind es auch die Dinge der Welt und das Schönsein ist für George das Siegel ihrer Einheit, ihre lebendige Wechselmacht zwischen Ich und Du, zwischen Liebenden und Geliebten. Von leiblichster Nähe bis zu geistigster Allferne ist der Gott im Menschen beschlossen: wie gleicher Stoff die Erde und Sterne so bindet gleicher Geist die Erscheinungen und Namen und wir sind Gottes wie Gott unser ist. Von diesem gottmenschlichen Wunder, der Liebe im Schönen, dem Schönen im Lieben singen die LIEDER und wollen Welt und Winkel mit dem neuen Licht durchströmen, das sich dem Menschen am Menschen offenbart hat. Nicht der Kämpfer-Führer, nicht der Gestalter und Seher spricht hier aus George sondern der liebende und leidende Mensch, auch der Schutzwall dichterischer Träume ist verlassen und die Geschicke seiner Tage und Nächte äußern sich unverhüllt in diesen leiszitternden und herbklirrenden Weisen, die Lied und Hymne in einer unserem Schrifttum noch unbekannten Bindung verschmelzen. Seit Dante ist Weltengang und

Schicksal der Liebenden, seit Platon Sternenschicksal und Macht der Schönheit nicht mehr in solcher Einheit gefühlt worden wie im „Vorklang". Im Ton dieses Anschlags schwingt die Harfe weiter, kaum hingehaucht rührt sie mit dem zartesten Werben an die Bilder des Vorfrühlings und stöhnt mit Sturm und Woge um das Unerreichbar-Geliebte, bis sie im schweigenden Verzicht vertönt. Aber der düstre Schauer der Heimatlosigkeit, der in den „Traurigen Tänzen" aus seellosen Höhen fiel, der hoffnungslose Stolz des Endes, der in den „Liedern von Traum und Tod" verklang, ist aus diesen Bildern der Natur gewichen. Auch die unfaßliche Todmacht hat jetzt Gestalt und Namen gewonnen als „der strenge Fürst des Endes" der uns lächelnd entführen kann. Auch er ist einer von den Göttern und im Wesen nicht unterschieden von den holden Knaben, die aus Fries und Urne wieder tanzend in die blühenden Wiesen steigen. Die tröstenden oder bedrückenden Bilder erscheinen alle in der reinen Luft, die das neue Geheimnis verwandelt hat: als seien die mythischen und geschichtlichen Schleier der frühen Jahre unter dem Anhauch des Gottes verweht, sehen wir Ufer und Schlucht, Park und Haus leibhafter fühlbarer in unseren Auen mit der tiefen Mahnung des Gedichtes „Die Schwelle": über dem Fernen und Möglichen nicht die lebendige Nähe, das schöne Jetzt und Hier zu versäumen. Was „unserem tag erstarb" ist keine Lockung mehr für dieses brennende Herz, und aus den Klüften der Berge wie den magersten Fluren unseres Landes dringt der Ruf des einen zu ihm, der ihn von früh auf trieb, zu dem die letzten Lieder sich in unerhörtem Stolze erheben: dem alldurchwaltenden Gott der Liebe.

Während am Ende der „Gezeiten" der Gott der Liebe aus seinen naturhaften Formen aus den verzehrenden und treibenden Leidenschaften den „Flammen" und „Wellen" als der Berauschende und Reinigende hervorgeht, im mittelsten Ring seine Erfüllung in der Freundgemeinschaft vom Menschen zum Menschen findet, tritt er in den drei Schlußgedichten der „Lieder" als der Hohe und Ferne als der Immerwache und Immernahe wieder in die Allnatur zurück. Aber auch in dieser weitesten Form ist er jetzt nicht mehr dunkle Macht, sondern das Du der Welt, aus dem alle Einzelgestaltungen kommen vom Strahl des Lichtabgrundes bis zum geschöpflichen Sein: der Traum seiner selbst im Stoffe des Lebens. Ihn fühlend ihn hörend auf seinem Weg und unter seinem Schutze versinken dem Dichter auch die größten Geschehnisse des Glückes und der Trauer dieser Jahre. Um sich neu und tiefer mit ihm zu verknüpfen nimmt er auch von dem unmittelbaren Erlebnisse der Wende Abschied und bricht auf zu neuer Gestaltung des immergleichen heiligen Triebs.